

Wer sind die Konfessionslosen?

SOZIALWISSENSCHAFTLICHES
INSTITUT

der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD

Die Konfessionslosen im Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree: Lassen sich kirchliche Anknüpfungspunkte zu ihnen finden?

Vortrag:
Hartmut Scheel, Berlin
Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree

Konferenz
der Arbeitsstellen/Institute für
Gottesdienst und Kirchenmusik
Wittenberg
26.4.2017



1. Die Ausgangslage in Berlin

Das Weichbild von Berlin wäre nicht das, was es ist, ohne seine Kirchtürme, selbst wenn es daneben mehr andere Höhenmarken gibt, als in vergleichbaren Städten. Wir haben im letzten Jahr sogar noch eine innerstädtische Turmspitze einschließlich Glockenspiel dazugewonnen, allein aus Gründen der „Stadtbildpflege“ ist der barocke Turm der Parochialkirche nachgebaut worden. Die dazugehörige Kirche wird aber bezeichnenderweise nur noch in Ausnahmefällen bespielt. Die Kirchtürme in der Skyline sind Wahrzeichen, die lügen: Die Kirche ist im Leben der Stadt eher Randerscheinung, selbst wenn die Bischöfe öfter einmal zu Wort kommen. Von etwa 3.500.000 Einwohnern Berlins sind etwas über 600.000 evangelisch, also 17%. Die Katholiken und die Muslime kommen auf jeweils etwa 9%. Es gibt Gegenden, da ist die Welt noch in Ordnung: Im Südwesten (Zehlendorf) haben wir noch 30% Evangelische, im einzig verbliebenen reinen Ostkirchenkreis nur noch knapp 9%.

Die Situation ist so gänzlich neu nicht: Schon im 19. Jahrhundert lässt trotz damals fast vollständiger Mitgliedschaft in der evangelischen Kirche die

wirkliche Kirchlichkeit massiv zu wünschen übrig. Berlin war schon immer etwas Besonderes. Ich kenne aber lokale Vergleiche, die trotz einem Mitgliederverlust von 90% in 100 Jahren, dennoch die Zahlen an Gottesdienstteilnehmern verdoppelt sehen. Also gleich am Anfang: Alles ist relativ. Und natürlich: Worum geht es uns wirklich?

2. Der Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree

Vorstellen will ich hier eine Studie in jenem Ostkirchenkreis mit den knapp 9% Evangelischen. Der Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree deckt etwa 2/3 der Fläche des ehemaligen Ostberlins ab und beherbergt eine Einwohnerzahl von der Hälfte der damaligen Ostberliner. Im Südosten am Zusammenfluss von Spree und Dahme gibt es im Stadtgebiet Berlins große Wald- und auch Wasserflächen mit entsprechend dünner Besiedlung.

BERLIN Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree



Die ehemalige innerstädtische Mauer habe ich rot markiert, die müsste natürlich um ganz Westberlin gezogen werden. Ein Teil des Mauerstreifens ist auch die Grenze des Kirchenkreises. Blau umrandet das Gebiet des Kirchenkreises, grün markiert die Stadtgrenze innerhalb des Kirchenkreises.

Der Kirchenkreis geht nach Osten über das Stadtgebiet hinaus, was historisch letztlich noch Folge der Kaiserzeit ist: Als 1920 Großberlin gebildet und viele

Dörfer und sogar bis dahin selbständige Städte eingemeindet wurden, blieben die Kirchenkreise weithin in den alten politischen Grenzen. (Der kirchliche Sprengel Berlin unserer Landeskirche umfasst dadurch ein Gebiet mit 3,9 Millionen Einwohnern mit fast 650.000 Gemeindegliedern, 16,5%). Die 4 zum Kirchenkreis gehörenden Brandenburger Gemeinden haben heutzutage Speckgürtelcharakter: Hier bauen Berliner beziehungsweise nach Berlin Zuziehende, die beruflich auf die Großstadt bezogen bleiben, sich ein Heim im Grünen. Die verkehrstechnische Anbindung ist durch S-Bahn und sogar Straßenbahn (Schöneiche) gegeben.

Das im Kirchenkreis abgebildete städtische Milieu umfasst einerseits zwei der drei großen DDR-Plattenbausiedlungen (Marzahn und Hellersdorf) und auch den mit einigen Plattenbauarealen durchsetzten Bezirk Lichtenberg. Hier sammeln sich und halten sich überproportional prekäre wirtschaftliche Verhältnisse der Bewohner. Auf der anderen Seite gibt es im Westen und Süden gewachsene ältere Stadtgebiete (Treptow bis Köpenick) und dazwischen sowie nach Osten gelegen Gegenden mit Siedlungscharakter um alte Dorfkern herum (Biesdorf, Kaulsdorf, Mahlsdorf, Friedrichshagen, Rahnsdorf). Bei den Erhebungen der Studie gibt es zwischen diesen verschiedenen Wohnstrukturen erkennbare, aber nicht gravierende, schon gar keine dramatischen Unterschiede. Es ist andererseits aber auch schwer, die Bereiche klar voneinander abzugrenzen, es gibt überall Übergangsformen.

Natürlich hat sich in den vergangenen 27 Jahren viel verändert: Es wurde geboren und gestorben. Und es gab viel Hin und Her: Inzwischen gibt es unter den Berlinern auch viele gebürtige und aufgewachsene Westdeutsche, die allerdings in unserem Kirchenkreis unterrepräsentiert sein dürften. Ehemalige Westberliner begegnen wir hier wenig, übrigens auch kaum „Ausländer“, abgesehen von den inzwischen auch hier untergebrachten Flüchtlingen. Die Studie bildet die jetzt entstandene Situation ab.

Die Frage ist schon, ob die Ergebnisse nur spezifischen oder exemplarischen Charakter haben: Sind sie eigentlich nur für Lichtenberg-Oberspree, bestenfalls noch für den Osten gültig oder stehen sie für eine absehbare Entwicklung, die uns auch anderweitig begegnet oder noch zu erwarten ist: Ob wir hier der Wahrheit ins Gesicht sehen? Die frühe Einsicht – gleich nach der Maueröffnung – des damaligen Westberliner Propstes bei einem Gemeindeggespräch in Mitte: „Ihr seid schon, wo wir auch bald sein werden.“ Die damaligen Zahlen 50:10%.

Aber es ging und geht nicht um die Zahlen. Wie ticken die anderen 91% beziehungsweise 88%, wenn Katholiken, Freikirchler und Apostaten abgezogen sind?

Die Studie ist vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD (SI) erstellt worden. Ein dafür erarbeiteter Fragebogen (13 Seiten, mit dem Material aus einem Workshop mit Fokusgruppen am 5.12.2014) ist im Auftrag des SI von

EMNID in Face-to-face-Befragungen ausgefüllt worden. Repräsentativ ausgewählt wurden 1002 schon immer Konfessionslose über 18 Jahren, die im Bereich des Kirchenkreises wohnen.

Die hinter der Studie stehende Frage war die nach Anknüpfungspunkten für die kirchliche Arbeit. Was ist für die Menschen an die Stelle getreten, die bisher oder früher Gott vorbehalten war? Was hat ihn ersetzt? Oder anders: Welche Defizite haben Menschen ohne Konfession? Und ohne Glauben? Wo werden wir als Kirche und als Gemeinden gebraucht, was wird von uns erwartet, wo müssten wir um der Menschen willen ansetzen?

Der Kirchenkreis hat eine eigene Pfarrstelle eingerichtet, die mit dieser Studie arbeiten soll, die Ergebnisse sinnvoll anbringen, Konsequenzen benennen und exemplarisch entwickeln. Im Bewerbungsgespräch, das vor den ersten Ergebnissen stattfand, habe ich gesagt: „Ich erwarte nicht viel Neues in den Ergebnissen dieser Studie.“ Man hat mich dann trotzdem genommen.

Aber vielleicht ist es ja auch für Sie so: Eigentlich wissen wir das alles mehr oder weniger, wir kennen doch unsere Leute.

3. Selbsteinordnung der Konfessionslosen

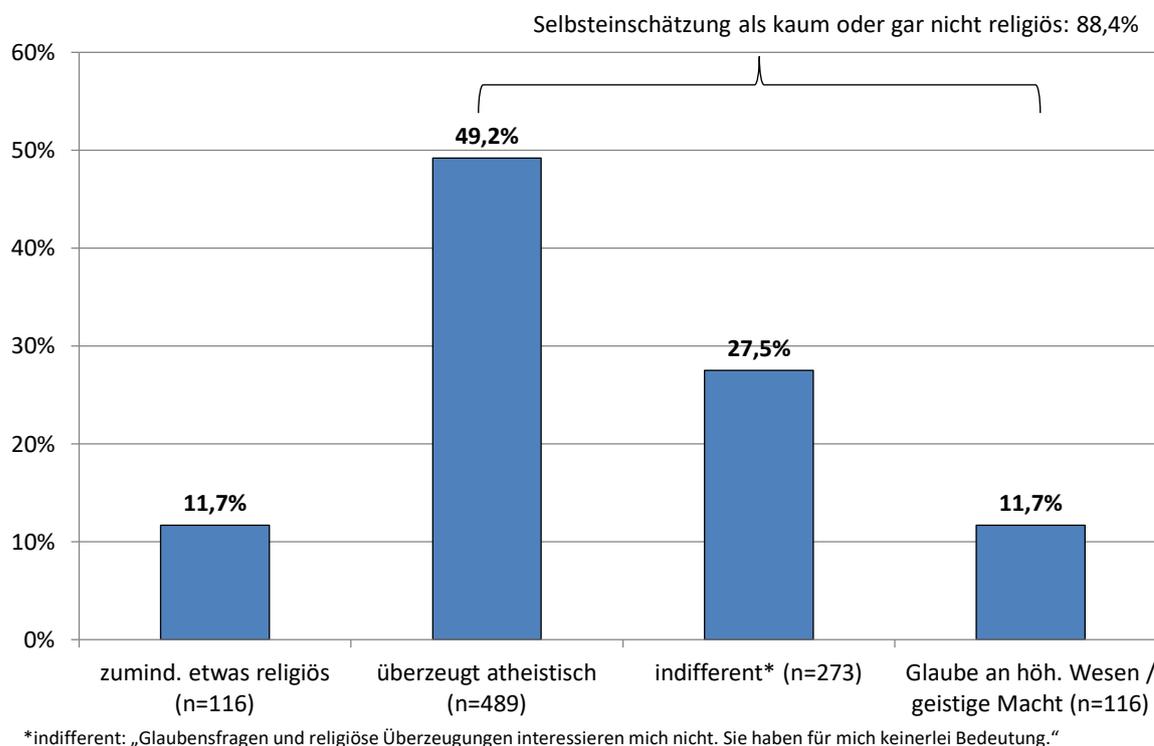
Konfessionslose sind keine homogene Gruppe. Immer wieder gern zitiert wird eine Antwort auf die Frage an Jugendliche, ob sie denn Christen oder Atheisten seien. Die kolportierte Antwort: „Keins von beiden, wir sind normal.“

Deshalb vorab eine gewichtige Anmerkung: Natürlich geht es um „Religion“, es wird auch genau danach gefragt. Vorab müssen wir uns klar darüber sein, dass die Antworten nicht von unseren Religionsbegriffen ausgehen, so verschieden selbst die sein werden: Es ist jeweils das eigene Verständnis von Religion, das die Befragten haben. Zu vermuten ist – und für mich erklärt das auch viel an den Ergebnissen –, dass der Regionsbegriff das benennt, was Kirche anbietet bzw. was nach ihren Vorurteilen und Erfahrungen Kirche anzubieten scheint.

Die Frage geht eigentlich natürlich tiefer: Gibt es eine eigene Provinz im Gemüt, die ansprechbar wäre? Gibt es eine metaphysische Vorstellungswelt oder anthropologische Konstanten, die aktivierbar sein könnten? Wie sieht die Suche nach Sinn aus? Wie gehen Konfessionslose mit dem Tod und ihrer eigenen Endlichkeit um? Worauf aus all dem könnten und müssten wir uns beziehen, wenn wir als Kirche erfolgreicher arbeiten wollen? Die Initiatoren der Studie haben an dieser Stelle in der Tat eine Schlüsselerkenntnis erhofft. Das Ergebnis – so viel vorab – „ist ernüchternd“ (das ist ein Zitat).

Sie haben die „Normalen“ noch im Ohr. Die erste Grafik weist etwas anders aus, die Selbstzuordnung (unter dem offenen Religionsbegriff: Was die Befragten selbst darunter verstehen) ordnet die Normalen als nur eine Gruppe bei den Konfessionslosen ein:

Religionsbezogene Orientierungen



Was wir hier vor uns haben ist das Bild der Selbsteinschätzungen, ohne den Abgleich des Hintergrundes. Zu den Prozentzahlen haben sie unten auch die absoluten Zahlen der jeweiligen Nennungen.

Bemerkenswert: 11,7% der Konfessionslosen bezeichnen sich als zumindest etwas religiös, was immer damit gemeint ist. Die übergroße Mehrheit von 88,4% versteht sich ausdrücklich als unreligiös, was immer sie damit meinen. Das sagen auch die 11,7% (die Gleichheit der Zahlen ist Zufall) von sich, die angeben, an ein höheres Wesen oder eine geistige Macht zu glauben – in dieser Gruppe finden sich übrigens auffallend viele Frauen, das dürfte unsere Esoterikfraktion sein. Von außen gesehen würden wir diese Gruppe anders einordnen, dass sie selbst sich so sehen, ist schon ein Hinweis darauf, wie offenbar weithin Religion unreflektiert verstanden wird: Religion ist gleich Kirchlichkeit. Nicht irgendwelche sachlichen Zusammenhänge oder bestimmte Antworten auf Fragen, nicht die innere Einstellung, sondern nur die Zugehörigkeit oder auch Beteiligung an Ausdrucksformen der entsprechenden Institution(en) gibt Auskunft über die Religiosität.

Die größte Gruppe unter den Konfessionslosen bilden die, die sich selbst als Atheisten verstehen: fast die Hälfte der Befragten. Das war erwartbar. Mehr als ein Viertel der Befragten gaben aber an, dass sie die Frage nach dem

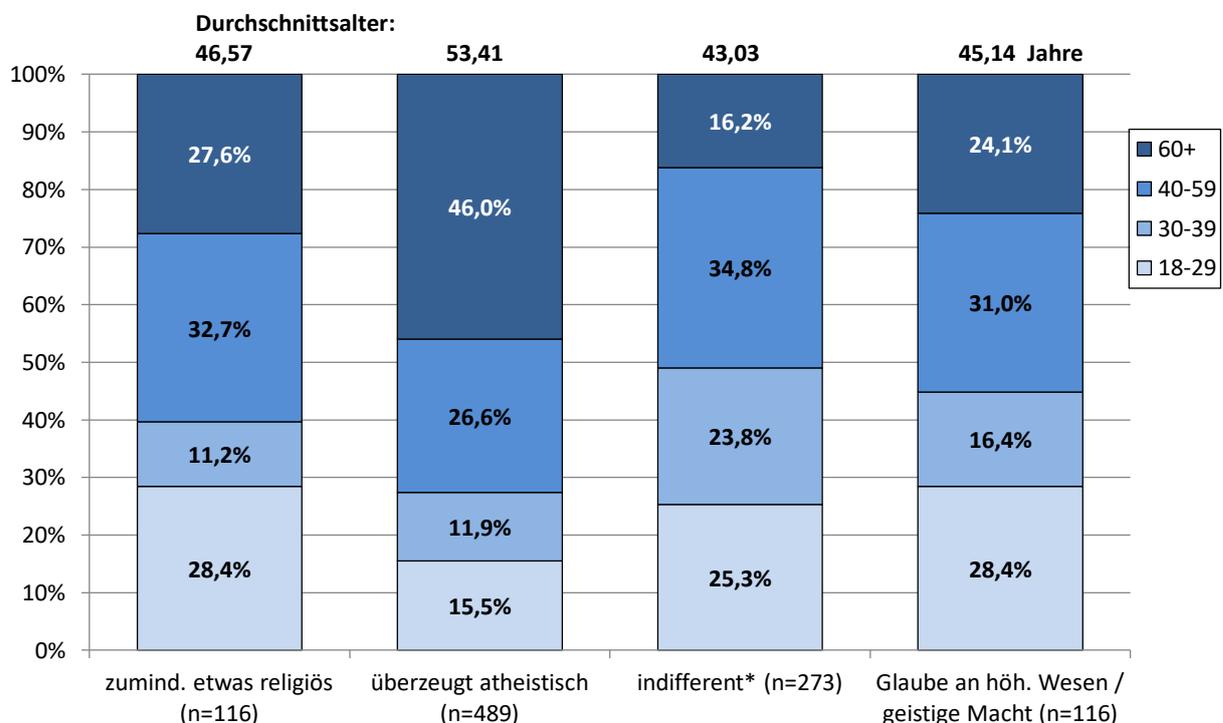
Religiösen nicht interessiert und sie insofern sich auch nicht positionieren können oder wollen. Das wären unsere „Normalen“. Oder eben Indifferenten: Es geht auch ohne.

Eine Frage ist, was uns denn lieber sein sollte: Menschen, denen Gott egal ist und für die die Frage nach ihm überhaupt kein Gegenstand des Nachdenkens ist. Oder die, die Gott ablehnen, aber mit der Ablehnung auch eine Auseinandersetzung mit dem Thema anzeigen.

Diese Aufstellung würde aber auch besagen, dass immerhin 23,4% der Konfessionslosen (jeweils 11,7% etwas Religiöse und unreligiöse Verehrer eines höchsten Wesens oder einer geistigen Macht) der Sache nach für die christliche Botschaft erreichbar sein könnten. Die Frage ist und bleibt die, ob diese beiden Gruppen unsere bevorzugte Zielgruppe abgeben könnten, oder ob das Evangelium die ganzen 100% ins Auge zu nehmen hätte. Ob wir also Strategien auf dieses knappe Viertel ausrichten oder einen Auftrag für alle hätten. Aber die Frage so gestellt ist ja mit Matthäus 28 auch schon beantwortet.

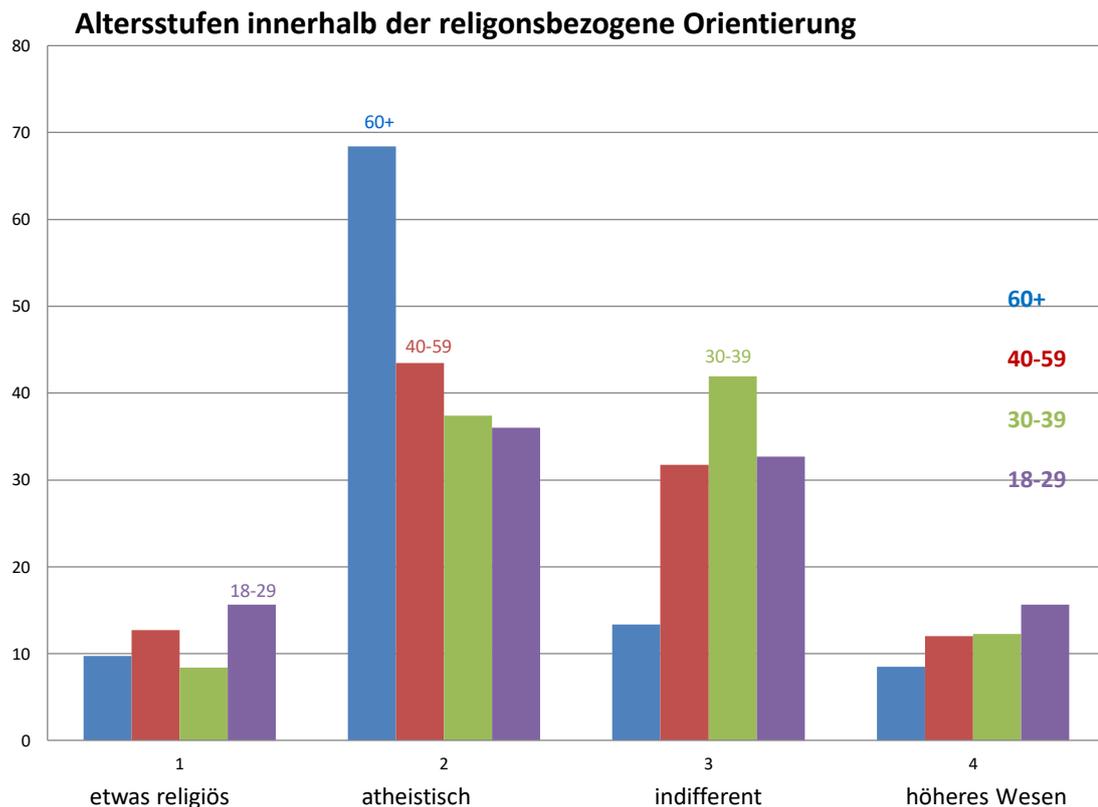
Behalten sie die vier Säulen im Kopf, denn jetzt kommen diese noch einmal, nun aufgeschlüsselt in ihrer Altersstruktur.

Altersverteilung nach religionsbezogener Orientierung



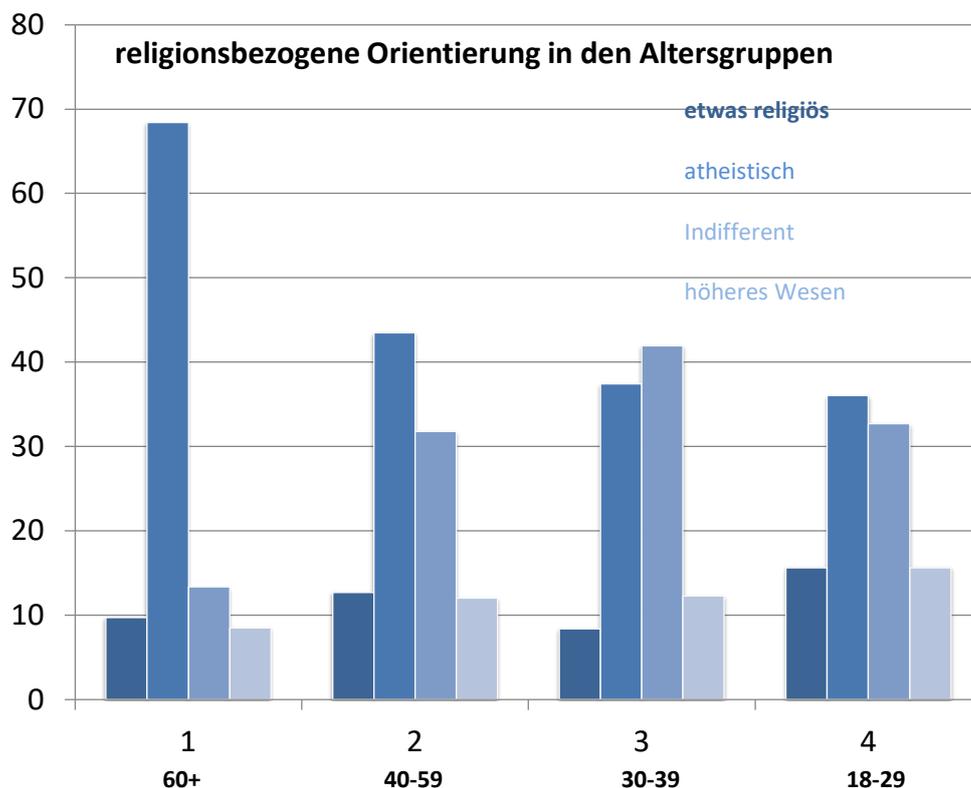
*indifferent: „Glaubensfragen und religiöse Überzeugungen interessieren mich nicht. Sie haben für mich keinerlei Bedeutung.“

Sie sehen: Die Atheisten sind am ältesten, im Durchschnitt 10 Jahre älter als die Indifferenten. Auch die etwas Religiösen und die VerehrerInnen eines höheren Wesens sind jünger als der Altersdurchschnitt. Da wird es also absehbar Verschiebungen geben. Petra Ahrens, die Bearbeiterin der Daten im SI hat das mehrfach überspitzt ausgewertet: Die Atheisten sterben aus. Allerdings täuscht die Grafik auch: Die beiden äußeren Säulen bilden erheblich weniger Masse ab, sie wären erheblich dünner als die mittleren.



Mit dieser Grafik ist das deutlicher: Sie haben immer noch die vier Säulen vor Augen. Hier wird sichtbar, dass die beiden äußeren Gruppen an sich klein sind, dass sie aber mit abnehmendem Alter zunehmen, allerdings auf überschaubarem Niveau. Die Zahl der Atheisten nimmt ab, wo auch das Alter abnimmt. Die Indifferenten nehmen mit abnehmenden Alter zu, fallen allerdings bei den ganz Jungen wieder deutlich ab und dann auch wieder hinter die Atheisten zurück, die sie im mittleren Alter von 30-39 schon deutlich überholt hatten.

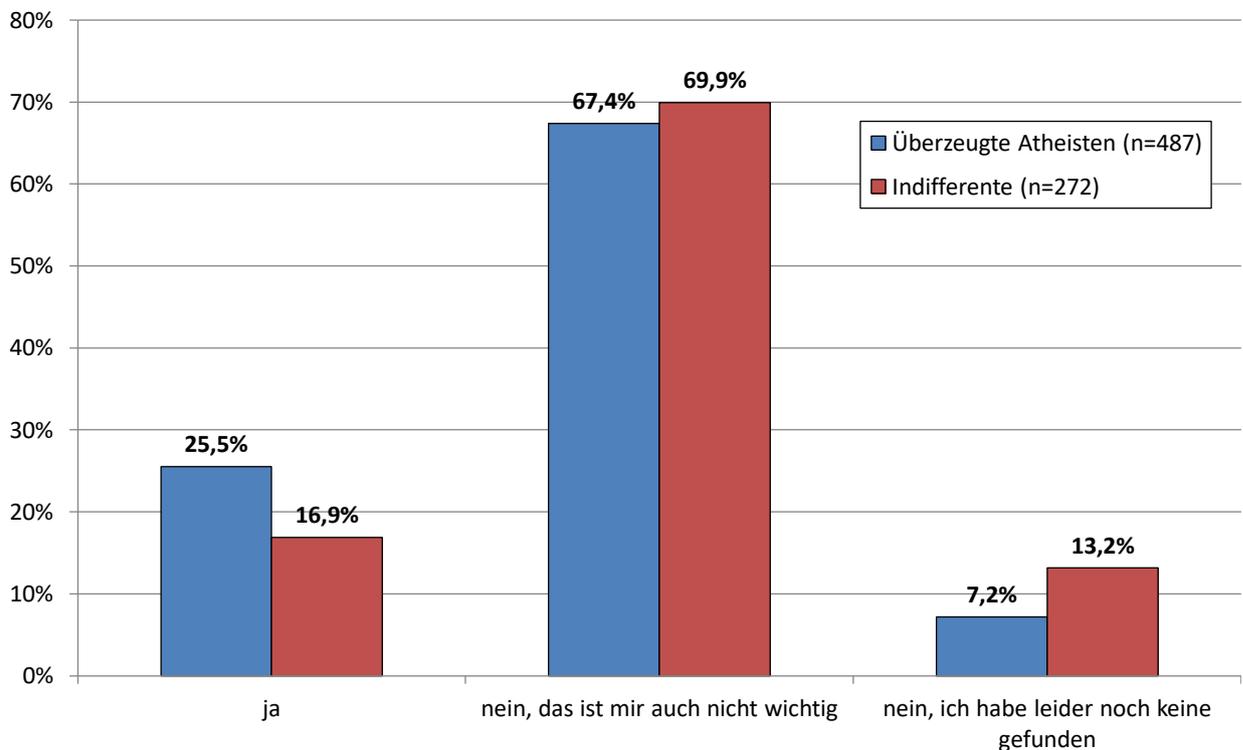
Die nächste Grafik zeigt dieselben Säulen nur noch einmal anders angeordnet.



So dargestellt wird noch einmal unterstrichen: Unter den Älteren haben die Atheisten eine erdrückende Mehrheit, die anderen sind alle gleichermaßen marginal und bringen zusammen nicht einmal die Hälfte auf die Waage. Je jünger die Menschen sind, umso mehr nähern sich die Zahlen für die unterschiedlichen Optionen an. Die Gesamtbild selbst bleibt aber im Prinzip erhalten: Atheisten und Indifferente stellen eine klare Mehrheit dar. Je jünger umso eher scheinen die Menschen offen für Themenbereiche, in denen wir als Kirche auch arbeiten, wenn man Steigerungen von 10 auf 15% überhaupt bewerten will.

Wie füllt sich die Lücke der Religionslosigkeit für die beiden Gruppen, die gänzlich ohne auskommen wollen?

Andere Überzeugung oder Sichtweise, in der Sie Halt und Zuversicht oder Sinn finden?

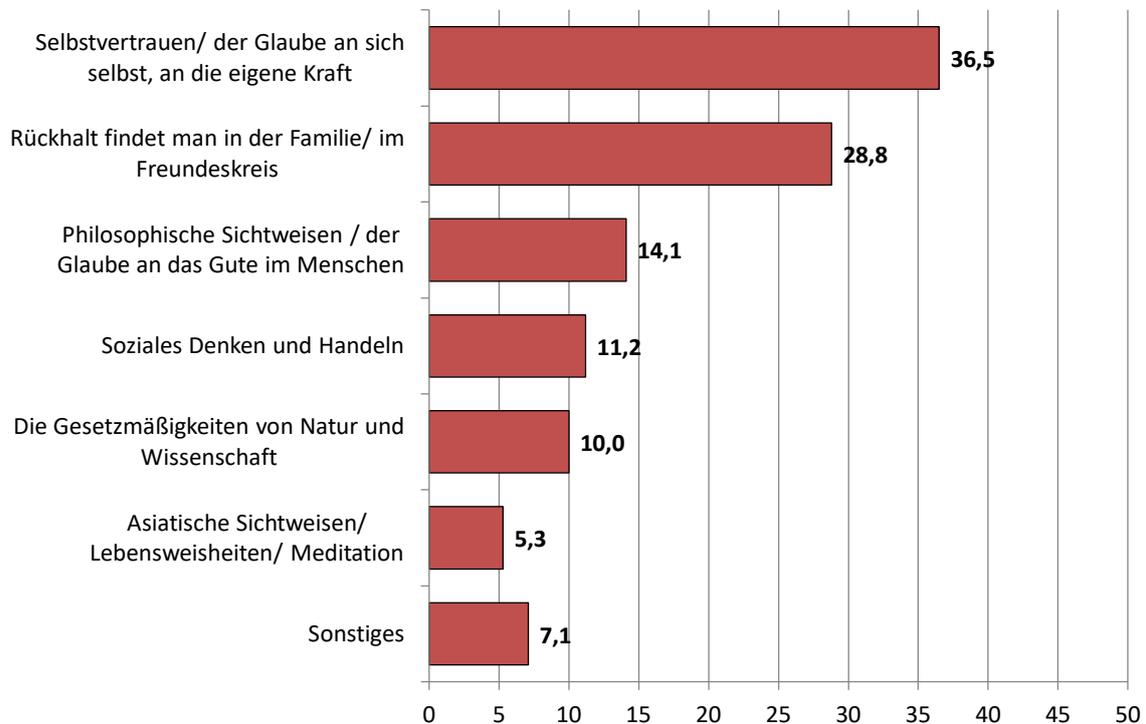


Petra-Angela Ahrens, 6. Januar 2016

Sie sehen: Über 2/3 der Atheisten und noch mehr der Indifferenten lassen die Stelle Gottes offen. Ein Viertel der Atheisten empfinden möglicherweise ihren Atheismus selbst als Religionsersatz – dazu kommen wir dann später noch einmal. Bei den Indifferenten gilt Entsprechendes sehr viel weniger. Beide Gruppen aber sehen für sich kein Defizit: Nur 7% der Atheisten und auch nur knapp doppelt so viele von den Indifferenten sagen: Leider noch nichts gefunden.

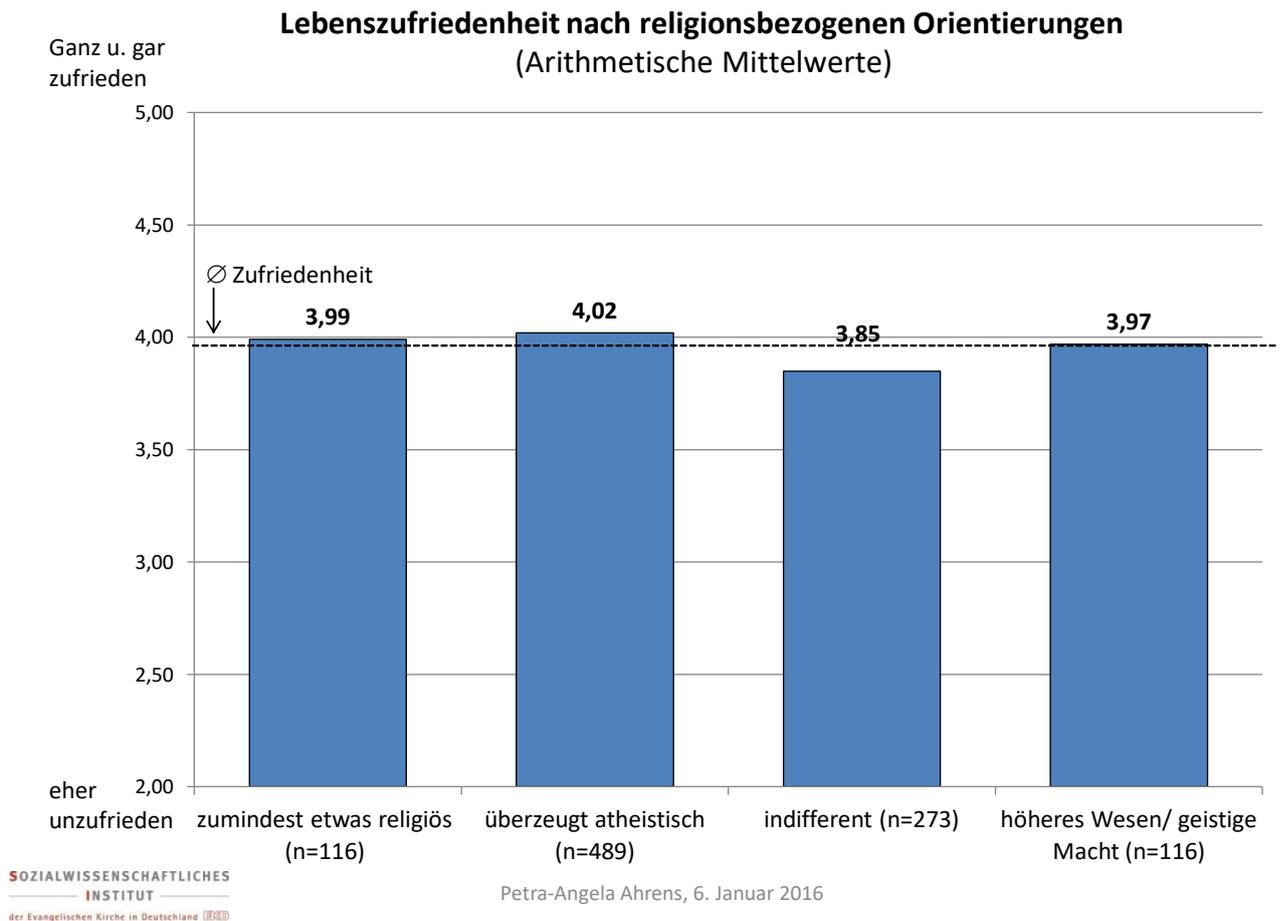
Das wird noch klarer bei der nächsten Grafik.

Überzeugungen oder Sichtweisen, in denen Befragte Halt und Zuversicht oder Sinn für Ihr Leben finden (offene Frage: n=170, Angaben in %)



(1.) Selbstvertrauen und (2.) die Familie geben den zum Leben notwendigen Halt. Das sind die beiden Richtungen, in die sich die Dinge entwickeln. Weltanschauliche Konstrukte, wie sie in DDR-Zeiten propagiert worden sind, haben sich zumindest nicht so durchgesetzt, wie es die noch herrschende Vormachtstellung des Atheismus erwarten ließ, der speist sich also – so mein Eindruck – nicht oder nicht nur aus DDR-Zeiten. Auch dass der Mensch im Sozialen aufgeht und sich seiner Verwobenheit in ein größeres Ganzes tröstet, ist dann nicht so weit verbreitet. Asiatische Sicht- und Lebensweisen kommen unter diesem Gesichtspunkt auch nur marginal in den Blick.

Zur Abrundung unseres Eindrucks ein Blick auf die Lebenszufriedenheit – jetzt wieder der vier Gruppen bei den Konfessionslosen. Sie wissen wahrscheinlich, dass hier religiöse Menschen meist Vorteile haben und als die relativ glücklicheren gegenüber den Konfessionslosen gelten.



Letztlich gibt es im Blick auf die Lebenszufriedenheit keine gewichtigen Unterschiede. Immerhin fällt aber auf, dass die Atheisten hier vorn liegen und – soviel ich weiß – einen vergleichbaren Wert erreichen wie es unsere Leute abgeben. Die etwas Religiösen kommen dem nahe und liegen noch über dem Durchschnitt der hier Befragten, die Indifferenten liegen am weitesten weg. Also: Irgendeine Selbstvergewisserung scheint dann doch besser zu sein als völlige Offenheit. Oder es spiegelt sich hier nur Alterstruktur wider: In jüngeren Jahren ist noch mehr offen, man sucht noch – kann suchen oder muss suchen, es ist noch nicht alles fertig.

Die Zusammenschau der letzten drei Grafiken aber besagt: Es gibt unter den Konfessionslosen eigentlich keine offenen Fragen und unbefriedigte Bedürfnisse. Niemand von denen wartet auf uns oder hat subjektiv ein Gefühl, das uns darin bestärken könnte, von diesen Menschen gebraucht zu werden. Da bleibt nichts offen. Die Lebenssicht und die Lebenskonzepte scheinen in sich stimmig.

Nach einem ausführlichen Vortrag über die Reformationsgeschichte wurde in unserem Konvent die Referentin gefragt, was sie denn angesichts dieser Situation bei uns – und nicht nur bei uns? – als vordringliche Aufgabe und erfolgversprechend ansehen würde. Die Antwort: Na ja, dann wohl doch erst

einmal kräftig Gesetz! Also – ich interpretiere: Den Menschen erst einmal das Problem einreden, für das wir ihnen dann die Lösung anzubieten hätten. Wenn es für unser Lösungsangebot keinen Boden zu geben scheint, müssen wir den eben erst einmal zubereiten. Der usus elencticus der Ekklesiologie. Sie hören da heraus, dass ich es anders sehen möchte. Aber weiter.

4. Lebensbewältigungsstrategien

Wenn überhaupt irgendwo, dann dort, wo Menschen an ihre Grenzen stoßen und sich Fragen stellen, die sich nicht aus dem Lebensablauf heraus beantworten lassen, müsste sich zeigen, ob und wo es Ansatzpunkte kirchlichen Handelns gibt. Also: Wie gehen Konfessionslose mit positiven und wie mit negativen Momenten ihres Lebens um, wie beantworten sie sich die sich ergebenden Fragen? Beim einfachen „Es ist nun einmal so“ und Schulterzucken kann es dann doch nicht bleiben.

Zunächst einmal: Welche Widerfahrnisse sind das?

Lebensbewältigung

- **Was hat Sie besonders glücklich gemacht in Ihrem Leben?**
 - Geburt eines eigenen Kindes: 32%
 - Heirat /Beginn Lebenspartnerschaft: 18%
- **Welche Erfahrungen waren besonders schwer für Sie, wo sind Sie an Ihre Grenzen geraten?**
 - Tod naher Bezugspersonen: 29%
 - Eigene schwere Krankheit: 9%
- **Und welche Gedanken spielten bei „erstgenannte Erfahrung“ für Sie eine Rolle?**
- Aussagen zu Dimensionen (Weltsichtenansatz):
 - Grenze:** immanent, mittlere Transzendenz, explizite Transzendenz
 - Zurechnung:** selbst, soziale Aushandlung, extern
 - Ordnung:** Ordnung, Chaos, Toleranz
- **Welche der folgenden Gefühle waren für Sie mit „dieser Erfahrung“ verbunden?**

Petra-Angela Ahrens, 6. Januar 2016

Die Ergebnisse überraschen bei erwachsenen Menschen wenig: Geburt eines Kindes und Beginn der Partnerschaft sind die meistgenannten positiven, der

Tod naher Bezugspersonen und eigene schwere Erkrankung sind die meistgenannten negativen Erfahrungen.

Es war in diesem Zusammenhang übrigens der hohe Anteil derer auffallend, die keinerlei negative Erfahrungen benennen konnten. In der Debatte darüber, was das aussagt, kehren drei Erklärungsmuster wieder:

1. Das kann gar nicht sein, jeder Mensch hat solche einschneidenden Negativerfahrungen schon gemacht. Aber: Sie sind offenbar nur begrenzt sprachfähig, das zu benennen. Die Folgerung wäre ein seelsorgerlich gemeinter Bildungsauftrag.
2. Die Familienstrukturen zur übernächsten Generation sind so aufgelockert, dass der Tod von Großeltern als im Gang der Dinge normal erlebt wird und damit keine nahe Bezugsperson betroffen ist. Möglicherweise wäre das bei einem Teil der Befragten sogar die über-übernächste Generation, die emotional noch weiter weg ist. Unzeitiger Tod ist sehr viel seltener geworden.
3. Das Weltverhältnis der Konfessionslosen nimmt das Geschehen als Unausweichlichkeit hin, Werden und Vergehen und also auch der Tod gehören dazu. Es lohnt kein Kampf, kein sich Wehren und also auch keine Betroffenheit. (Atheismus ist konservativ.)

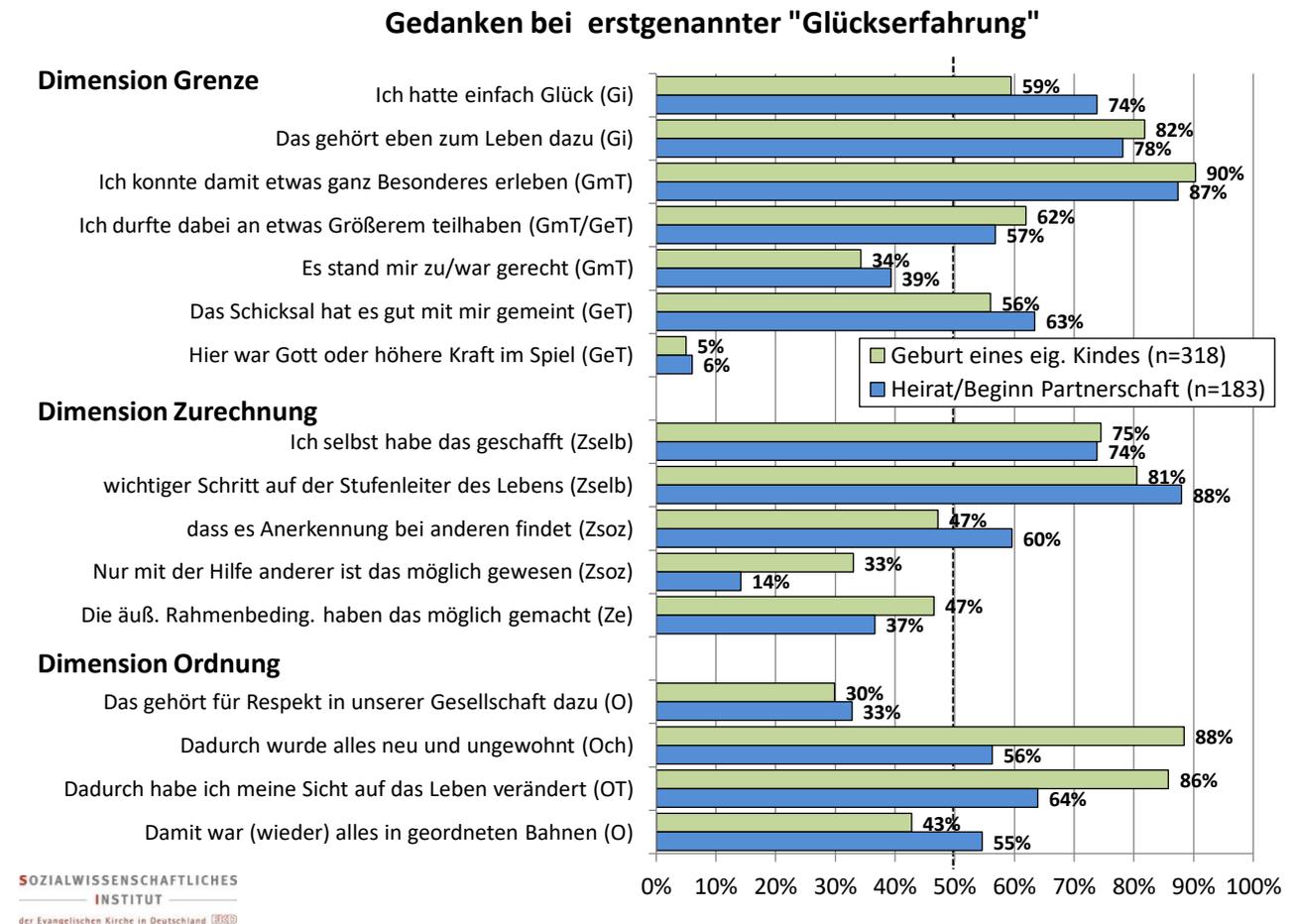
Vermutlich ist die Erklärung eine Mischung dieser drei Richtungen und haben mögliche Folgerungen ihr relatives Recht. Gegen kirchliche Bildungsverantwortung ist nichts zu sagen. Selbst wenn sie für unsere Fragestellung offenbar wenig austrägt – wir kommen darauf zurück –, ist Kirche als Bildungsträger im ehemaligen Osten hoch angesehen. Dass Kirche ein Generationen-verbindenden Effekt hat, ist wenig beachtet, aber unbestreitbar: Es gibt keine Institution, die so generationsübergreifend arbeitet wie wir, zumindest vom Anspruch her.

Eine Beobachtung an einem (übrigens Westberliner) Gemeindeblatt: Ausführliche Tabellen mit den vielen verschiedenen Gottesdiensten der vier am Blatt beteiligten Gemeinden, am Schluss kleingedruckt der Satz darunter: „Gottesdienst für alle Generationen – bitte gesonderte Aushänge beachten.“ Wofür also war die Tabelle?

Mit dem dritten Erklärungsmuster lohnt eine gesonderte Auseinandersetzung. Das prinzipielle Einverständnis mit dem Erfahrenen macht alles weitere Fragen überflüssig, unabhängig von der Bewertung. Ich würde das Muster als unmenschlich bezeichnen: „Wer leidet, hat etwas falsch gemacht.“ Es hat aber eben auch eine hohe Suggestionskraft: Die Gegenthese startet aus der Defensive. Eigentlich bleibt es dann doch beim Wohlfeilen: Es ist nun einmal so und alles andere lohnt sich nicht. An diesem Muster zu kratzen ist an sich schon eine Herkulesaufgabe.

Um die Reaktionen der Befragten ordnen zu können, sind Antwortmöglichkeiten vorgegeben worden, die sich unter den Gesichtspunkten der Grenze (Frage

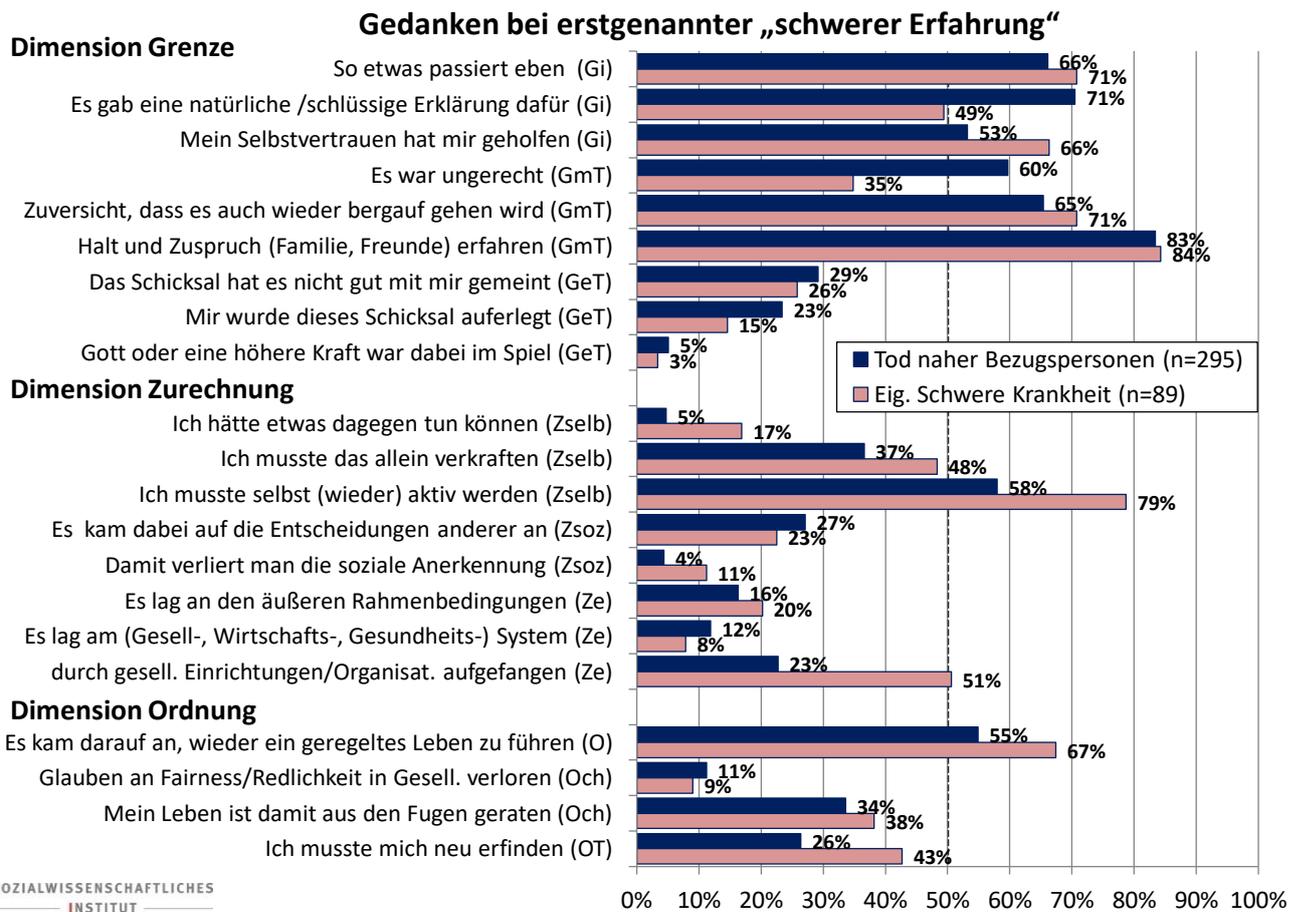
nach der Transzendenz), der Zurechnung und der Ordnung auswerten lassen. Die Antworten ergeben folgendes Bild:



Sie sehen – oder sehen auch nicht gleich: Bevorzugt werden eindeutig Antworten, die immanente Deutungsmuster kennzeichnen. Die ausdrückliche Transzendenz („Gott“) hat sogar noch geringere Zustimmungswerte als der Anteil der etwas Religiösen oder der Verehrer einer geistigen Macht wäre, erst recht, wenn man diese beiden Gruppen zusammen nimmt. Der Erfolg ist ein eigener Erfolg und ein eigener Entwicklungsschritt. Es gibt keinen Ansatz zu „religiösen“ Antworten oder der Suche danach. Nicht einmal so etwas wie soziale Transzendenz.

Bei negativen Grenzerfahrungen ist das aber anders?

Anders – aber in die entgegengesetzte Richtung: Wenn ich „Schicksal“ (anders als Frau Ahrens in ihrer Auswertung) als Sammelbegriff für die Widerfahrnisse des Lebens nehme, hinter dem kein Sinn noch gar ein bestimmender Wille gesucht wird, spielen Transzendenz anbietende Muster noch eine geringere Rolle als bei den Glücksmomenten.



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES
INSTITUT
der Evangelischen Kirche in Deutschland

Es ist jedenfalls nicht in Ansätzen erkennbar, dass Grenzerfahrungen im Leben zu Sinnfragen führen oder gar nach Transzendenz gesucht wird. (Meine Töchter versorgen mich über einen Kalender mit unnötigem Wissen. Am 22. März: „Im Jahre 2000 versteigerte ein eBay-Nutzer den ‚Sinn des Lebens‘: Das Höchstgebot lag bei 3,26 \$.“ Ich halte das Resultat für realistisch.) Die Transzendenz ist wenn überhaupt, dann sozial: Halt und Zuspruch erfährt man in der Familie – wenn es denn gut geht und tatsächlich so ist.

Spätestens hier wären Schlüsselergebnisse zu erhoffen gewesen. Es helfen uns auch nicht die Berichte der Krankenhausseelsorger weiter, die anderes berichten wie hoffentlich viele von Ihnen anderes schon erlebt haben. Aber dem haben wir nüchtern und klar ins Auge zu sehen: An der Stelle öffnet sich beileibe nicht ein Scheunentor. Wie wahrscheinlich einige von Ihnen bin auch ich schon mehrfach um Beerdigungen von Konfessionslosen, auch bekennenden Atheisten gebeten worden – und habe das dann auch gemacht. Das Motiv dabei war – soweit ich das selbst herausfinden konnte – nicht die Sehnsucht nach Ewigkeit auf den letzten Drücker, sondern einfach nur: „Ihr macht das würdevoller.“ Vielleicht: Ihr habt eine tragfähige Form, ein stimmiges

Ritual dafür. Es geht darum, dass an dieser Stelle überhaupt noch etwas gesagt wird, was mehr als Sprechblase sein will. Oder – die Erklärung hat sich für mich als plausibler ergeben: Es geht an diesem Punkt in der Tat um die Würde, die dem Verstorbenen auf unsere Weise unvergleichlich noch einmal zu Teil wird. „Wir wissen ja, woher sich das bei euch speist, da kommen wir sicher nicht mit. Aber im Ergebnis ist uns das sehr recht.“ (Eine Erinnerung an meine Anfänge, die ich auch erst spät einordnen konnte: Für staatliche Stellen waren wir in DDR-Zeiten immer „Würdenträger“, bis dahin, dass mich eine dieser Staatsvertreterinnen sehr irritiert gefragt hat, warum ich denn wie jedermann in Jeans herumlaufe. Das war offenbar unsere von denen akzeptierte Rolle, der vermeintlich positive Nenner, auf den man die Noch-Existenz von Religion und ihre Vertreter brachte: Würde herumzutragen und hier und da auch aktiv als Würdigung abzubringen.)

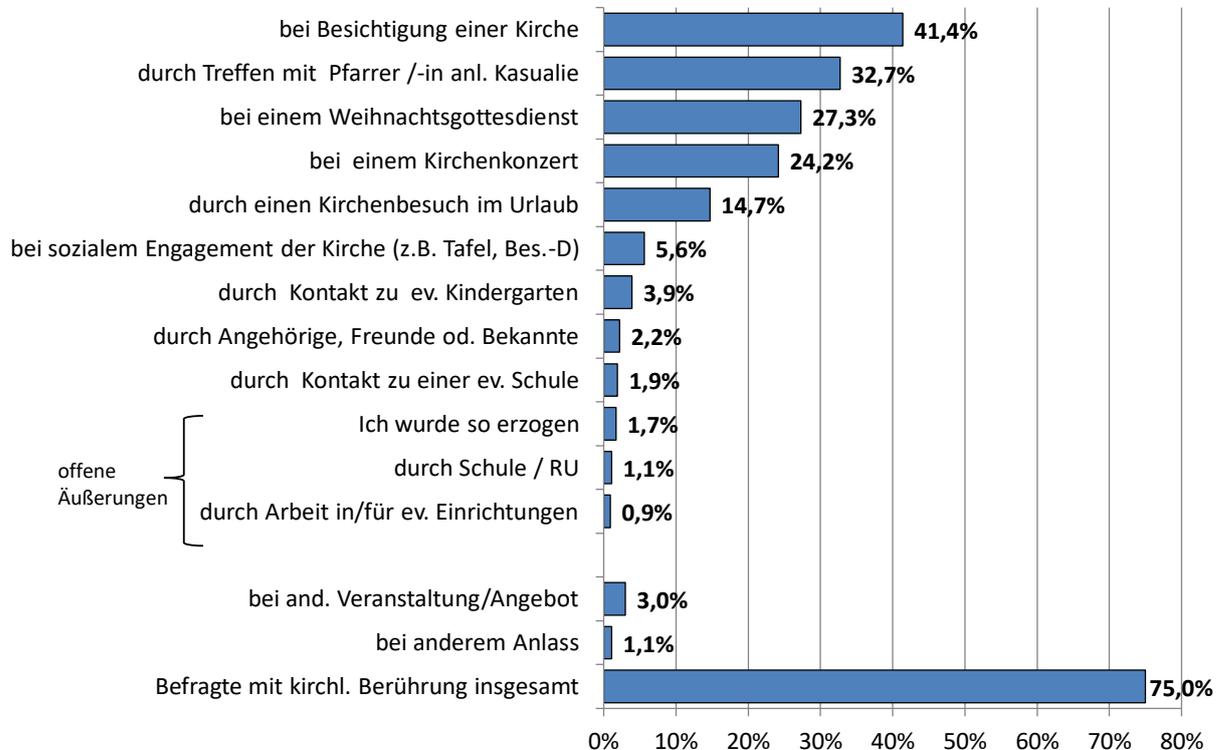
Im Jahr der Reformationsgedenkmäthone wäre es vielleicht gar nicht verkehrt, diesen Aspekt der Rechtfertigungslehre in den Vordergrund zu stellen: Die durch das Evangelium vor aller Selbsterfindung und –inszenierung zugesprochene Würde des Menschen. Es geht ja das Gerücht, dass diese Würde immer noch eigentlich unantastbar ist. Da hätten wir dann auch einen elementaren gesellschaftspolitischen Beitrag zu leisten.

Unter dem Strich bleibt hier aber festzustellen: Einfache Ansatzpunkte von „Religiösem“ – Fehlanzeige. Es geht ohne Glauben, ohne Transzendenz und Metaphysik und es werden keine Defizite empfunden. Wir müssten aus Respekt klar anerkennen, dass das so ist. Es hat wenig Sinn, den Menschen oder zuerst auch uns selbst über sie etwas einzureden und vorzumachen. Eine Theorie der Religion bringt nichts für das Gespräch mit den Konfessionslosen, der Begriff selbst ist inhaltlich nicht hilfreich, egal, wie wir ihn definieren. Wenn wir ihn so weit fassen, dass er eigentlich alle spezifischen Äußerungen menschlichen Lebens meint, besagt er nicht wirklich noch etwas.

Oder es geht soziologisch nur um die Kirche oder eben allgemein um all die Anbieter auf dem Feld der Sinnpflege. Deshalb ist es nach dem inhaltlichen Negativresultat spannend, die Wahrnehmung der Kirchlichkeit zu ermitteln. Die Fragestellung galt in der Studie der vorhandenen evangelischen Kirche. Meine Vermutung ist, dass die Konfessionslosen zwischen den Konfessionen nicht wirklich unterscheiden und alles unter Kirche subsummieren. Aber die Abfrage der Wahrnehmungen ist interessant – und wegweisend?:

5. Erfahrungen mit Kirche

An welchen Stellen sind Sie selbst bereits mit der evangelischen Kirche in Berührung gekommen?



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES
INSTITUT
der Evangelischen Kirche in Deutschland

Petra-Angela Ahrens, 6. Januar 2016

Das ist die Grafik, die ich den Gemeindekirchenräten gern und intensiv unter die Nase reibe: Die Außensicht von Kirche.

1. Die offenen Kirchen, das heißt die Gebäude als solche sind mit einigem Abstand die wichtigste Kontaktfläche. Wahrscheinlich sind hier Kirchenbesichtigungen im Urlaub subsummiert, die mit Sicherheit überwiegend katholisch sind, aber egal: Kirchen sprechen.

Kirchen sprechen, weil sie der Umgebung Charakter geben: Was soll man, zu Besuch in der Stadt, wo man niemanden kennt, denn außer Museen noch besichtigen? Diese Gebäude sind prägend. Diese Gebäude sind als solche schon eine Alternative zum Konsumangebot um sie herum, sozusagen (fast) absichtslos im Blick auf mein Portmonee. Offene Kirchen sind ein anonymes Begegnungsangebot: Hier muss ich mich nicht selbst positionieren.

Vermutlich gibt es (trotz der Angabe: Kirchenbesuch im Urlaub) wenige von den Konfessionslosen, die sich einfach in einen Gottesdienst setzen. Aber auch das wird es geben, vielleicht – siehe alterspezifische Angaben – auch zunehmend. In jedem Fall ist dieses Ergebnis eine energische Aufforderung an die Offenheit unserer Türen, und das fängt ja nicht erst bei den Konfessionslosen an, das ist im Blick auf die Randsiedler der Gemeinden selbst sogar noch eklatanter. Ein

Buchtitel ist mir neulich in die Hand gefallen: „Offene Türen und andere Hindernisse“. Manche Wege, Offenheit zu inszenieren, laufen auf das Gegenteil hinaus: Jemand hineinbitten – und dann ist kein Platz da oder der, den man zufällig oder gezielt besetzt hat, wird einem von den Insidern streitig gemacht. Das gilt nicht nur buchstäblich für bestimmte Sitzplätze im Raum, sondern natürlich auch und erst recht für Platz innerhalb des sozialen Gebildes, den eine Kirchengemeinde darstellt. Die Sensibilität im Blick auf solche Prozesse beim Ankommen und Hineinwachsen in die Gemeinde und in die Kirche ist eine der entscheidenden Zukunftsfragen: Jeder und erst recht jede Dazukommende verändert die Gemeinde. Solange und weil die Kirche und Gemeinde Selbstgenügsamkeit ausstrahlt und nicht an ihrer Integrationskraft arbeitet, wird Erosion unter dem Strich stehen. Viel von dem, was uns zu schaffen macht, haben wir selbst verursacht. Und selbst, wenn es nicht so viel ist, ist es doch angebracht, die (? wenigen) Hürden, die da stehen, abzubauen.

2. Punkt zwei in dieser Rangliste sind die Kasualien. Für mich eine Bestätigung eines lange schon gehegten Verdachtes: Es kommt auf persönliche Begegnungen und auf die Entwicklung von persönlichen Beziehungen an. Eine Richtigkeit (und sei es auf der Kanzel) ist nur den Bruchteil eines persönlichen Gespräches wert. Sosehr beim Hereinschnuppern gewährleistete und respektierte Anonymität wichtig ist, der nächste Schritt ist wenn, dann ein persönlicher. Ich habe selten Fälle gehabt, dass Menschen von weltanschaulichen oder Sinnfragen in die Kirche geführt worden sind, meistens gab es den Wunsch nach Zugehörigkeit zu der Gemeinde und Kirche – oder zu einer bestimmten Gruppe in der Gemeinde. Angeblich war auch der Missionserfolg der ganz jungen Kirche sozial begründet: Das sind z.B. die, die ihre Kinder nicht aussetzen.

Das ist übrigens meine große Frage an viele Reformbemühungen um Kirche: Eine Funktionalisierung und Verteilung von vielen Aufgaben an verschiedene Spezialisten verhindert gerade diese persönliche Beziehung. Wenn Kirche als gut funktionierender Dienstleistungsbetrieb strukturiert wird, geht Entscheidendes verloren. Wir Mitarbeiterinnen, Pfarrer allzumal, sind keine Spezialisten, sondern in erster Linie Multiplikatoren, die die Türen offen halten und Menschen an die ihnen entsprechenden Plätze an der Gemeinde vermitteln. Wir sind wegen der offenen Türen und der dazukommenden Menschen Garanten der für sie notwendigen Veränderungen hinter diesen Türen. Die Kirche der Zukunft ist nicht eine Hülle, die wir immer wieder neu mit Menschen zu füllen hätten – die Kirche ist das, was die zu ihr gehörenden Menschen mit ihren Gaben aus ihr machen.

In diesem Zusammenhang sind wir jedenfalls aufgefordert, die Chance von Kasualien, übrigens einschließlich und vor allem der Nachfeiern wahrzunehmen.

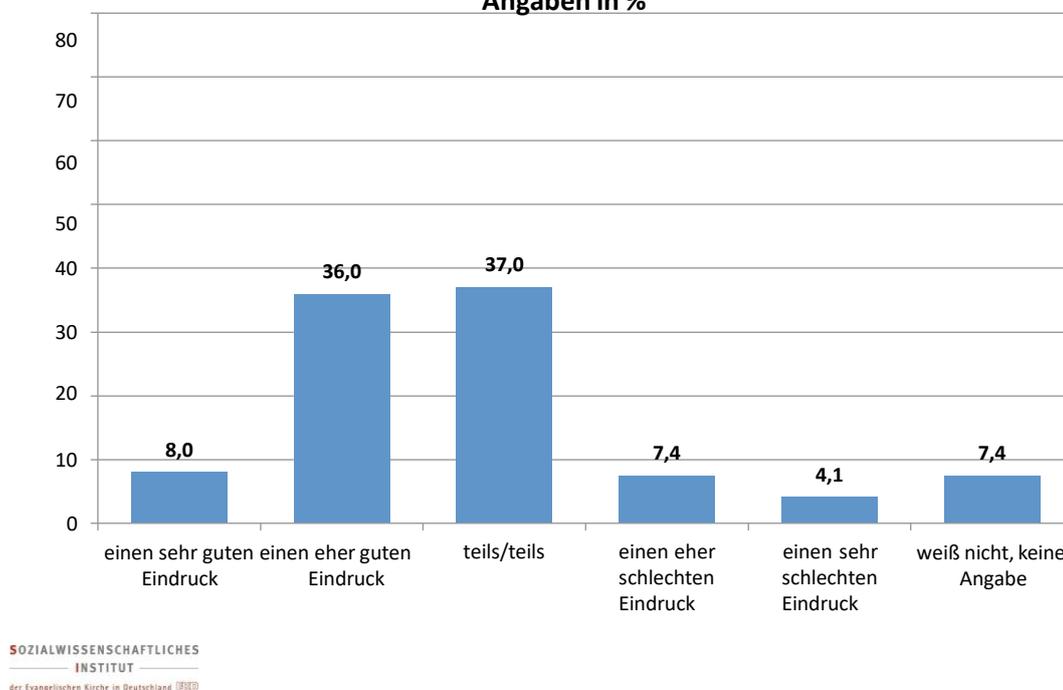
3. Über die Anziehungskraft der Weihnachtsgottesdienste – vor allem am Heiligen Abend – muss uns niemand etwas erzählen: Ein Selbstläufer, vielleicht nur, um dem Fest eine Struktur, einen Haftpunkt oder einen Startschuss zu geben. Trotzdem: Die Aufgabe ist in den Anforderungen, aber auch in den Effekten nicht zu überschätzen. Wir alle wissen auch, wie schwierig das ist, in wie viel Christvespern – selbst in Berlin – so viel Qualität sicher zu stellen, dass die Menschen nicht abgeschreckt und ihre sich übers Jahr auswirkenden Vorurteile von Kirche nicht immer wieder bestätigt werden. Es ist jedenfalls vieler Mühe wert.

4. Auch über das Gewicht der Kirchenmusik muss ich hier auch nicht viel sagen. Diese Studie bringt dafür jedenfalls eine schlagende Bestätigung. Die rasante Ausbreitung der Reformation beruhte übrigens auch schon in einem nicht zu überschätzenden Maß auf der Wirkung ihrer damals ganz neuen Kirchenmusik. Als Mitsänger hatten die Menschen eine neue, wichtige Rolle im Gottesdienst, und es wurde plötzlich in der Kirche so gesungen, wie man auch vor der Kirchentür gesungen hat. Es war ein Stück Leben, das dem Evangelium hier eingehaucht wurde. Es ist meine Frage an die heutige Kirchenmusik, ob sie bei aller Liebe nicht zu viel vom Zitat lebt und das kultiviert, zugegebenermaßen schöne Musik alter Zeiten, aber den Kontakt zu zeitgenössischen musikalischen Lebensäußerung zu wenig sucht. Aber das ist ein Feld, auf dem ich kein Spezialist bin. Nur eine Frage, die allerdings mit ein paar entsprechenden Beobachtungen untersetzt ist.

Wenn man sich – jetzt wieder zur Grafik – klar macht, dass die 14,7%, die einen Kirchenbesuch im Urlaub angeben, schon oben bei den offenen Kirchen mit drinstecken, klafft hinter den vier genannten Kontaktflächen eine große Lücke: Soziales Engagement, Kindergärten, Schulen und auch Religionsunterricht kommen nur ganz am Rande vor, sind statistisch irrelevant. Das überrascht auch deshalb, weil es auch in unserem Kirchenkreis auf diesen Strecken viel gibt. Das Ergebnis stellt diese Bemühungen auch nicht in Frage, relativiert aber ihre Effekte: Das sind offenbar nur Tropfen auf den heißen Stein. Was auch nicht heißt, dass hier nicht stetig weiter zu tröpfeln wäre. Aber es steckt hier jedenfalls nicht der Lösungsansatz im Blick auf die Konfessionslosen.

Immerhin drei Viertel der Konfessionslosen geben an, schon Berührung mit der evangelischen Kirche gehabt zu haben.

**Befragte, die mit der ev. Kirche in Berührung gekommen sind
(75%): Und welchen Eindruck haben Sie dabei von der Kirche
gewonnen?
Angaben in %**



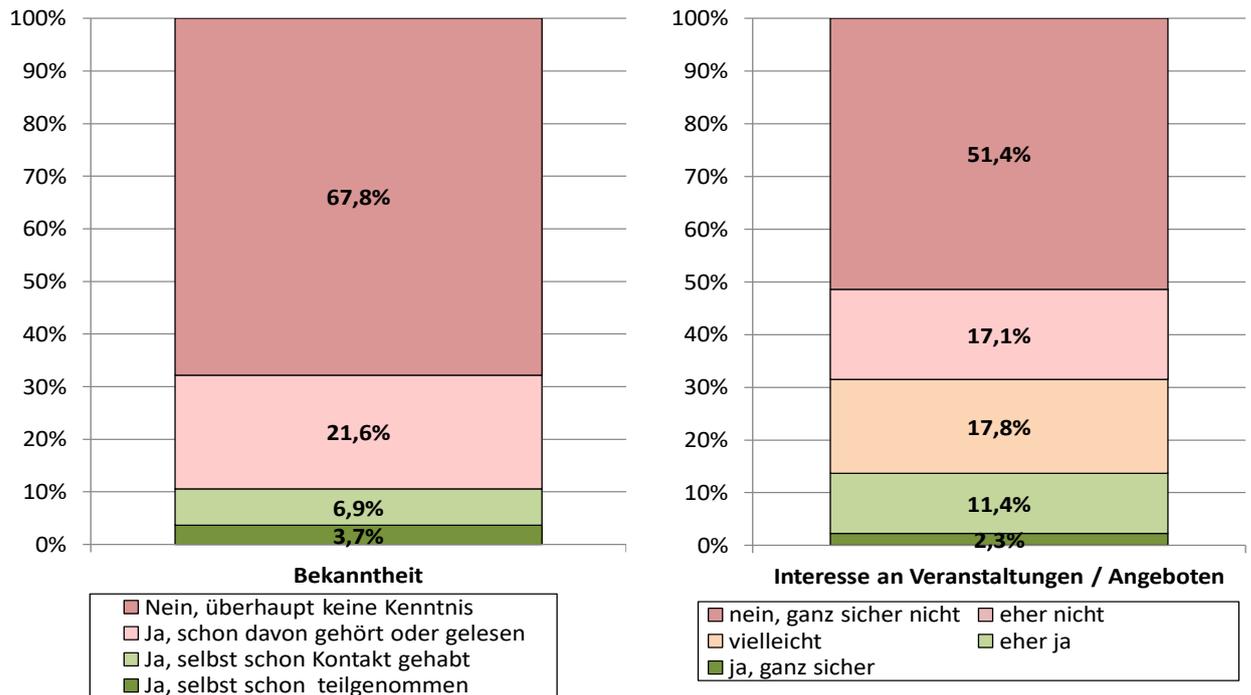
Petra-Angela Ahrens, 10. Oktober 2015

Fast die Hälfte der Befragten geben an, eher einen guten (36%) oder gar einen sehr guten Eindruck (8%) mitgenommen zu haben, nur 11,5% eher einen schlechten oder sehr schlechten. Das hört sich nicht so schlecht an, offenbar machen wir nicht alles falsch.

Ich beobachte darüber hinaus auch eine Entwicklung, die mit der Altersstruktur zu tun hat: Die Ablehnung oder gar Abwehr von Kirche weicht einer gewissen Neugier. Da kommt uns unsere Marginalisierung zugute: Wir stellen deutlich wahrnehmbar kein bedrohliches Potential mehr dar. Ideologisierungen treten sowieso vielfach zurück, das gibt einen unvoreingenommenen Blick frei.

Frappierend im Blick auf vielfältige Bemühungen sind die folgenden Grafiken.

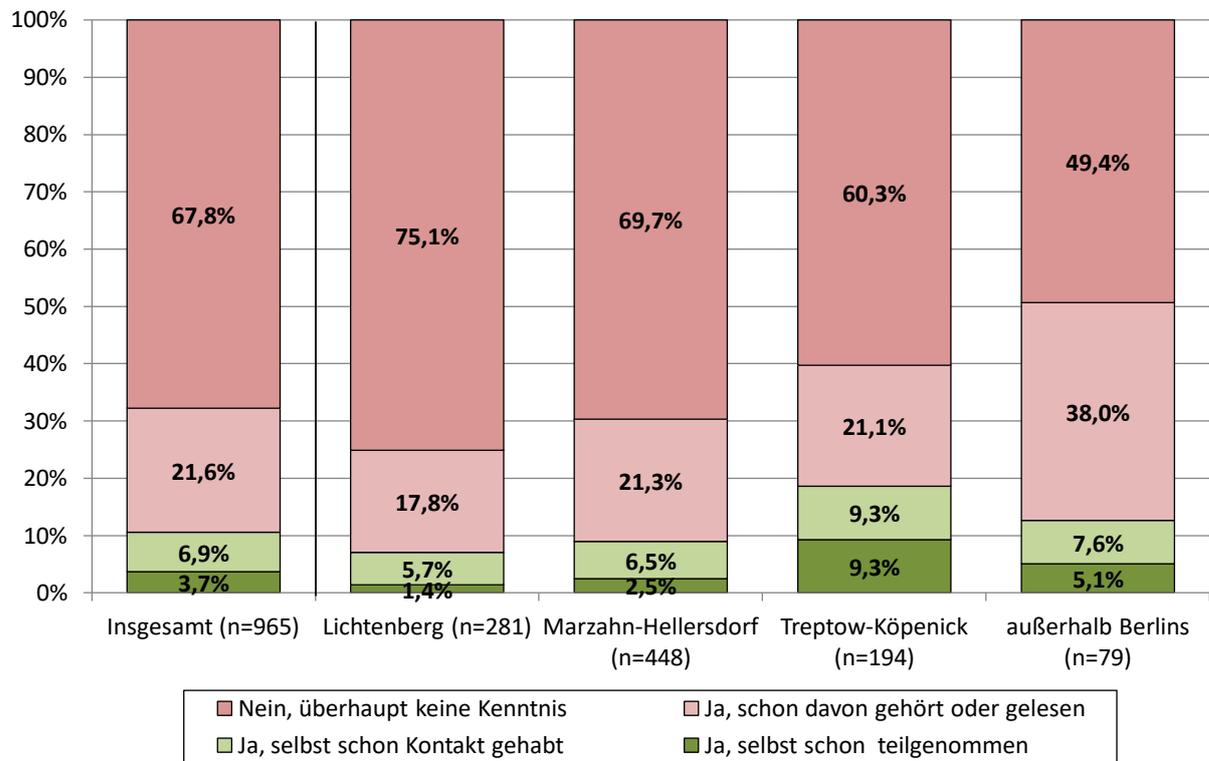
Die Kirchengemeinde im eigenen Stadtteil: Bekanntheit und Interesse



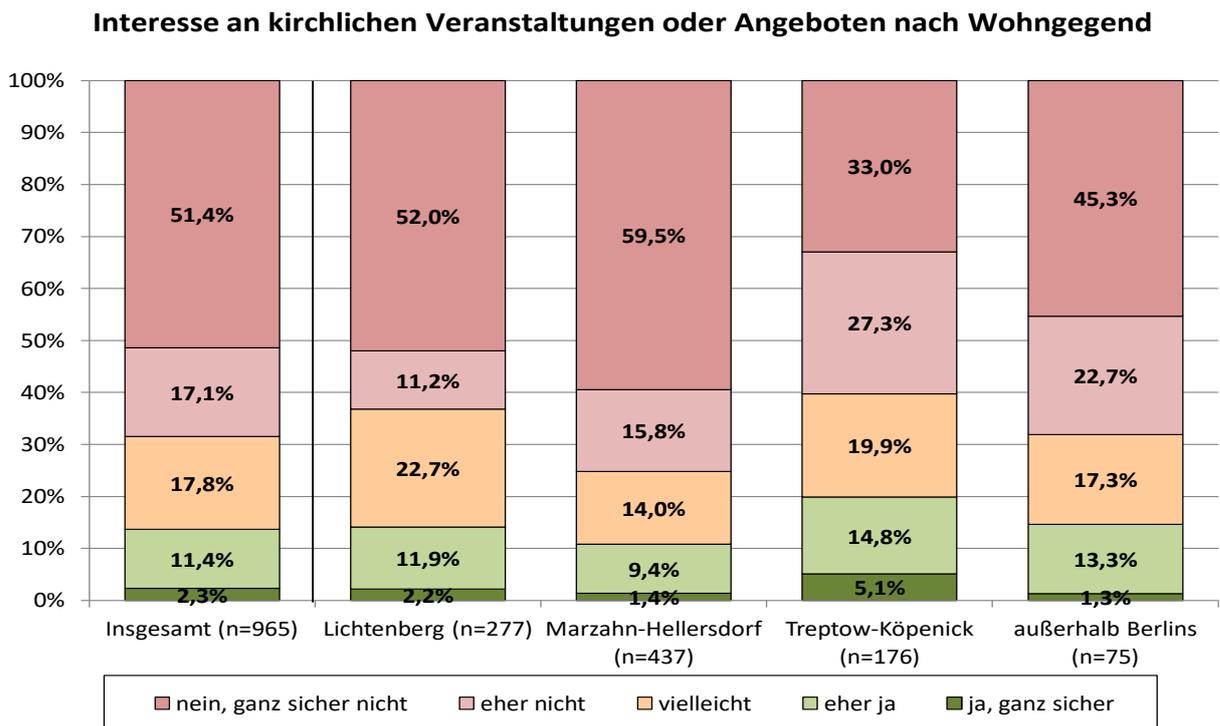
Mehr als zwei Drittel der Konfessionslosen haben keine Wahrnehmung ihrer gegebenenfalls zuständigen Ortsgemeinde. „Schon einmal teilgenommen“ ist marginal. Das Interesse ist tendenziell ein bisschen größer, aber eben auch nur tendenziell.

Wenn man das dann noch auf die verschiedenen Stadtteile herunter bricht, zeigt sich,

Bekanntheit der Kirchengemeinde im Stadtteil nach Wohngebiet



dass die Großsiedlung und auch das proletarische Wohngebiet Lichtenberg (hier war auch die Stasizentrale, wenn, dann wohnen diese Leute hier) mit ihren ganz an den Rand verbannten, eher versteckten Kirchengebäuden es sehr viel schwerer haben, sich bemerkbar zu machen (trotz vieler Bemühungen), als die gewachsenen Wohngebiete in Treptow Köpenick. Die Angaben für die Bereiche außerhalb Berlins sind nur bedingt aussagefähig bei der geringen Zahl der Befragten, haben allerdings jeweils eher zentral gelegene Dorfkirchen. Das alles täuscht nicht darüber hinweg, dass diese Zahlen irritierend bis enttäuschend sind.



Deutlich wird aber, dass es um ein Gesamtbild von Kirche geht: Der Eindruck ist nicht geprägt von der jeweiligen Ortsgemeinde, sondern eher von einer zufällig sich ergebenden Summierung von Erfahrungen mit Kirchen. Die Lösung liegt also auch nicht im Loblied der Kleinteiligkeit, so sehr persönliche Beziehungen Gewicht haben.

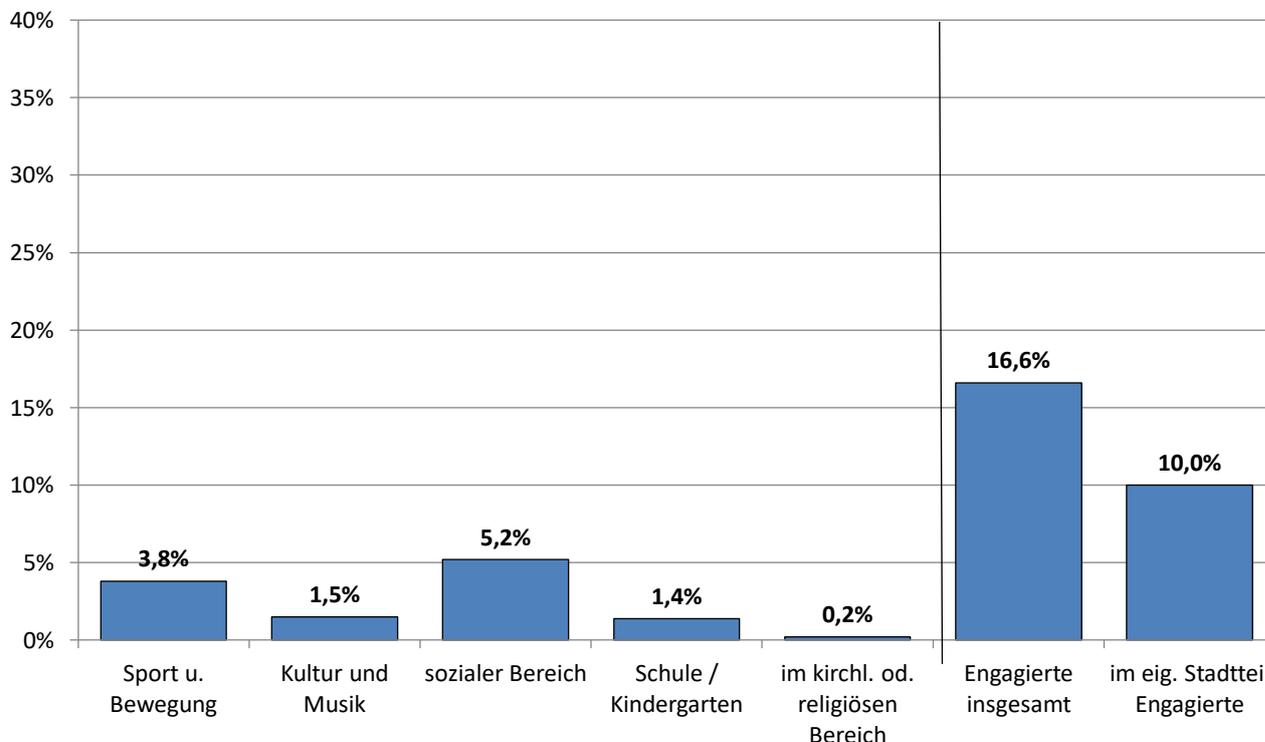
6. Engagement

Frau Ahrens hat mit diesem Thema meist angefangen, ich setze – bei Ihnen hier – damit meinen Schlusspunkt. Am Schluss deshalb, weil ich die Einbeziehung und Möglichkeiten zum Engagement, auch den Respekt vor dem, was die verschiedenen Glieder am Leibe Christi einzubringen haben, für den eigentlichen Zukunftsschlüssel der Kirche halte.

Auch hier ein Rückbezug auf die Reformationsgeschichte: Neben vielem anderen war ein entscheidender Baustein der Bewegung, die vor 500 Jahren von hier ausging, das Engagement derer, die bis dahin als Laien außen vor waren. Klar: Luther brauchte, das hat er schnell erkannt, die Öffentlichkeit und das Echo auf seine mediale Offensive. Aber das Priestertum aller Gläubigen ist ein gewichtiges Erbe der Reformation – selbst wenn das „aller Gläubigen“ im Blick auf die Frauen noch viel zu lange auf sich warten ließ. Dort ist damals ein entscheidender Keim gelegt worden, der hoffentlich seine entscheidenden Früchte erst noch tragen muss. Aber auch Luther und die Reformatoren haben

ja nur Konsequenzen aus schon noch viel älteren biblischen Aussagen gezogen.

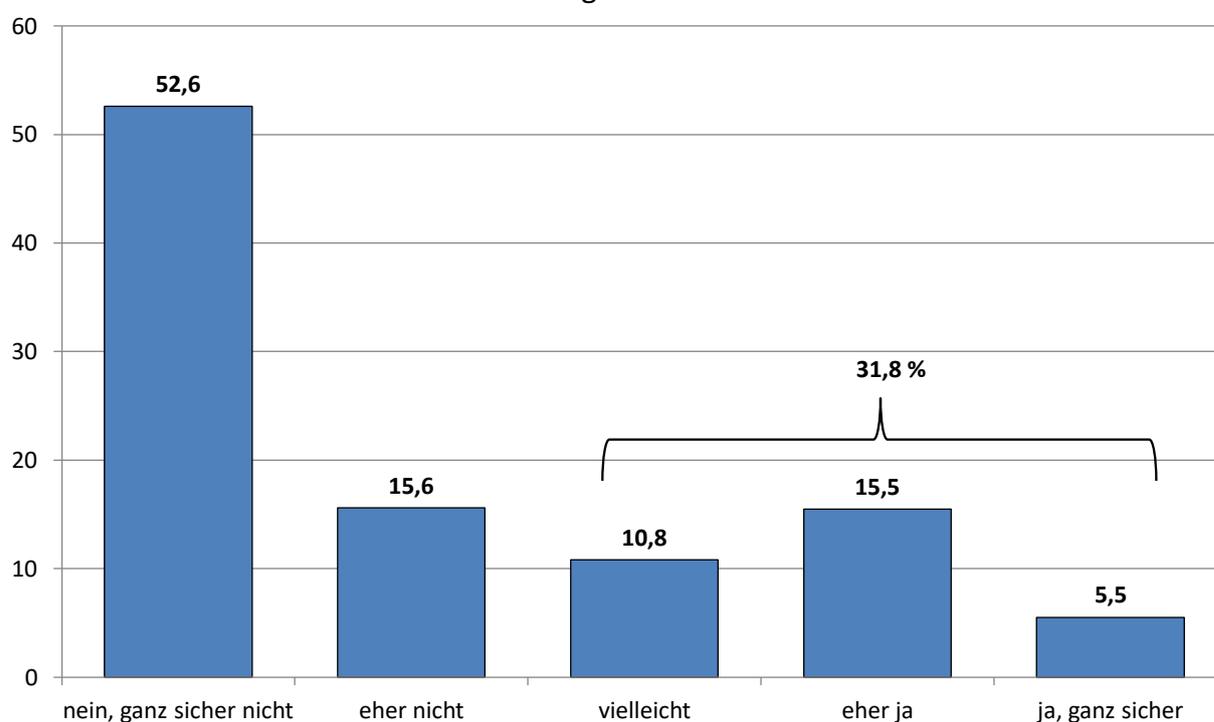
Freiwilliges /ehrenamtliches Engagement (min. 1%)



Diese Grafik zeigt erst einmal ein sehr spezifisches Ergebnis: Die Quote von Engagierten ist in der deutschen Normalbevölkerung etwa 36%, nach neueren Zahlen sogar eher größer als kleiner. Bei uns sind es 16,6%. Eine Erklärung wäre vielleicht die Wohnstruktur in den Plattenbauten, die Soziales eher weniger fördert. Ähnliches gilt möglicherweise auch für die Siedlungen, die viel Energie im Garten und damit in der Nische binden. Die 16,6% sind in jedem Fall ein Signal.

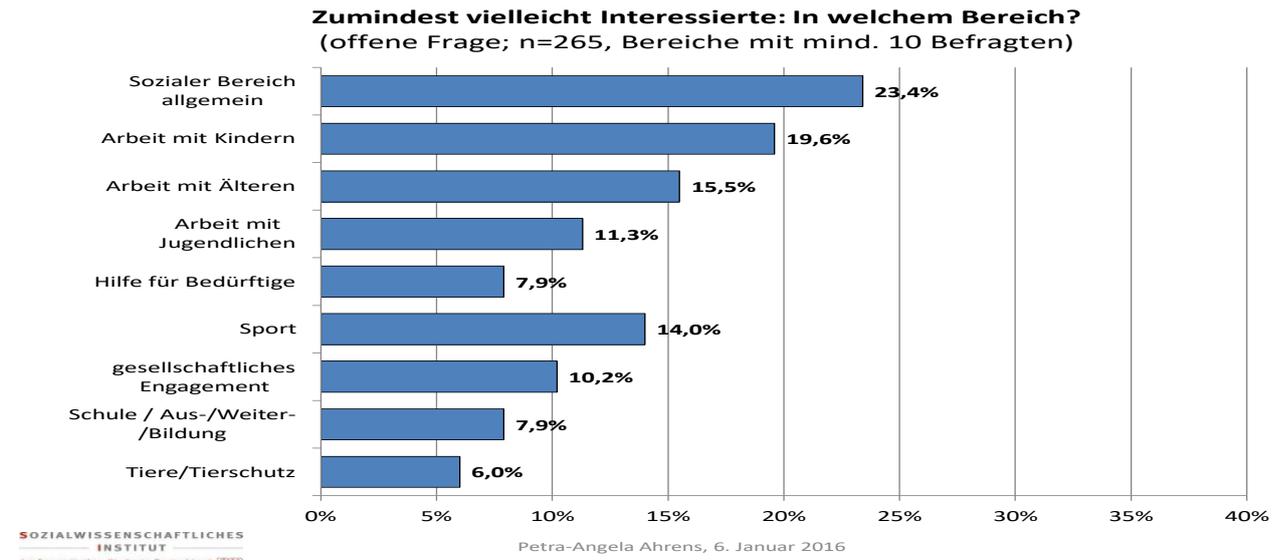
Nicht Engagierte: Interesse an freiwilliger/ehrenamtlicher Tätigkeit

Angaben in %

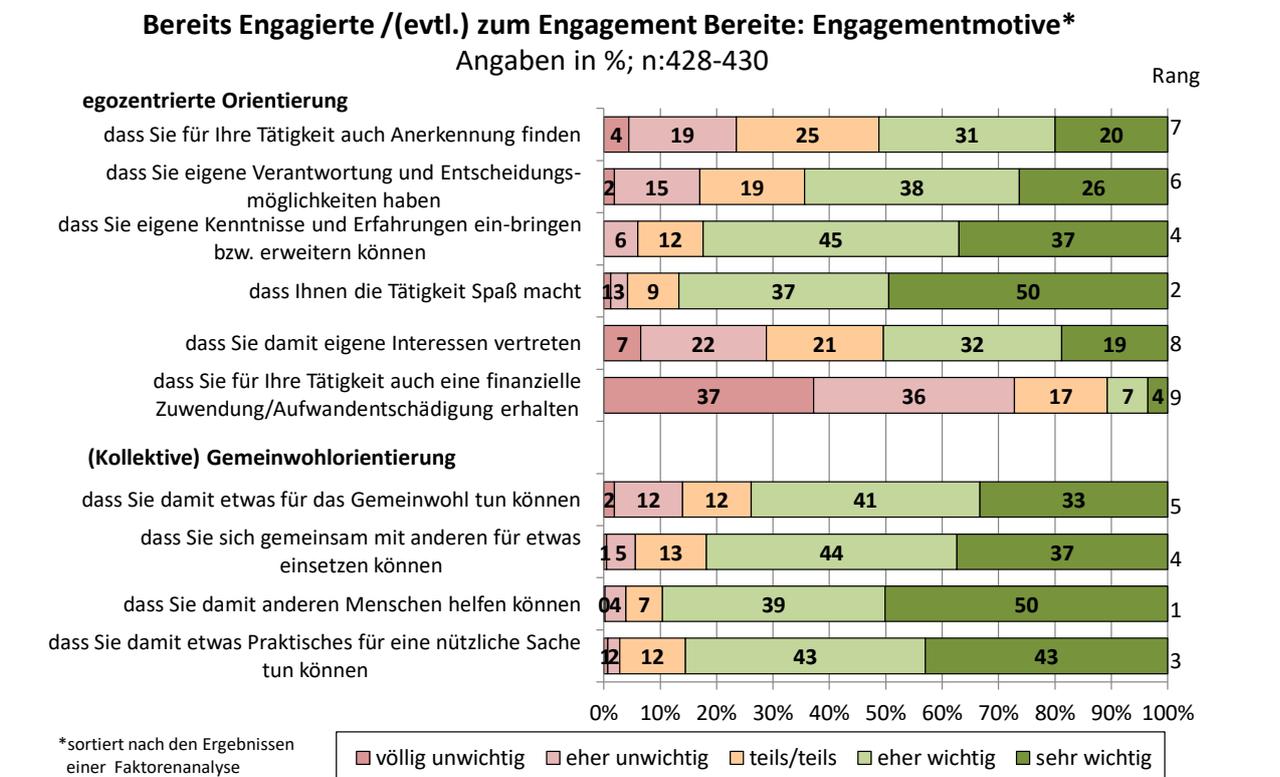


Andererseits gibt es unter den Nichtengagierten eine nennenswerte Bereitschaft von fast einem Drittel, die offen wären und vielleicht nur einen Anstoß oder eine Herausforderung bräuchten. Zusammen machen die schon Engagierten und die, die vielleicht, möglicherweise und bestimmt bereit wären, es vorhaben und nur noch nichts gefunden haben, über 40% der Konfessionslosen aus.

Die Befragung erfolgte ja vor der Flüchtlingswelle von 2015, die auch in Lichtenberg-Oberspree eine Willkommenskultur zu Tage gefördert hat, die viele Erwartungen übertroffen hat. An vielen Stellen wurden entsprechende Aktivitäten und Aktionen von Kirchengemeinde initiiert oder diese waren zumindest „player“ mit anderen auf diesem Feld. Die Zahlen dürften damit über die 16,6% weit hinaus gekommen sein.



Die Bereiche für das mögliche Engagement sind damals – 2015, vor der „Flüchtlingskrise“ – hauptsächlich im Sozialen im weitesten Sinne angesiedelt. Dazu kommt der Sport und in geringerem Maße die Politik. Interessant sind aber die möglichen Motive: Wenn sie sich engagieren würden, was würde sie dabei leiten? Und das ist jetzt die letzte Grafik, die den vielen ernüchternden Einsichten noch einmal eine Erfolgsgeschichte entgegensetzt:



Das „egozentrisch“ ist nicht wertend gemeint, heißt eher „von sich selbst ausgehende“ Motive. „Fähigkeiten einbringen, Verantwortung übernehmen“ werten wir sicher anders als: „Zuwendung erhalten“ als Motiv. Entscheidend sind die Zahlen am rechten Rand, die ein Ranking angeben. Sie können dort sehen, dass von den ersten sechs in dieser Abstufung vier aus dem Bereich der „Gemeinwohlorientierung“ kommen (man kommt ein bisschen durcheinander, weil die 4 doppelt vergeben worden ist).

Das mit Abstand am meisten genannte Motiv für ein mögliches Engagement heißt: „damit anderen Menschen helfen können“. „Praktisches für eine nützliche Sache tun können“ (3.), „gemeinsam mit anderen sich einsetzen können“ (4.) und „etwas für das Gemeinwohl tun können“ (5.) deuten in eine ähnliche Richtung. Damit sind von den zehn Angeboten die vier am Gemeinwohl orientierten Motive schon abgehakt, bevor die meisten der Ich-bezogenen Motive drankommen. „Eigene“ (8.) und vor allem „finanzielle Interessen stehen ganz am Ende – darum geht es wenn dann nur am Rande oder gar nicht. „Anerkennung“ (7.) und „Entscheidungsmöglichkeiten“ (6.), also Selbstdarstellung und Macht spielen auch keine wirkliche Rolle.

Unter den Ich-bezogenen Motiven gibt es zwei, die sich im Ranking unter die gemeinwohlorientierten mischen: Natürlich, es muss einfach Spaß machen (2.)! Es gibt hier kein freudloses Pflichtbewußtsein. Es ist aus meiner Sicht eher gut, dass die Konfessionslosen eher nicht von sich erwarten, sich selbst zu irgendetwas zu zwingen. Es ist niemandem zu verdenken, dass er auch danach fragt: Will ich das wirklich und kann es mir Spaß machen. Manchmal ist es in unseren Gefilden wichtig, auch daran zu erinnern.

Das andere, nicht im Vordergrund, aber auch nicht unwichtig (auf dem geteilten 4. Platz): Sich mit eigenen Kenntnissen und Erfahrungen einbringen und diese erweitern zu können.

Das ist unsere Lernstrecke. In einem dieser Reformpapiere habe ich über die Beteiligung der Laien eine Beschreibung gelesen, die als wesentliches Beispiel das Vorlesen von durch die Fachleute ausgesuchten oder vorformulierten Texten beschrieben hat. Von hier aus würde ich sagen: Das gerade nicht: Einen Architekten nehme ich gern auch als Lektor für den Gottesdienst, seinen natürlichen Platz findet er (oder sie) im Bauausschuss. Ein Volkswirt kann Kirchdienst machen, möchte aber viel wichtiger seinen Rat bei Haushaltsberatungen geben. Ein Musiker kann über vieles mitreden, hauptsächlich aber über Musik, und die dann vielleicht auch machen. Und Pädagogen und pädagogisch Tätige wie Eltern sollen dann entsprechend den Kindergottesdienst oder gleich die ganze KiTa als Aufgabe wahrnehmen. Sie verstehen, was ich meine und können das sicher fortsetzen. Natürlich gibt es auch Schreibtischtäter, die jetzt lieber gerade ganz etwas anders machen wollen, die sollen dann im Kirchipark die Bäume beschneiden.

Das hat noch einmal einen ganz anderen Aspekt: Wir sind dabei, aus Angst vor Unkontrollierbaren und möglicherweise Fehlern vieles zu zentralisieren: Fachleuten anzuvertrauen, die Leute vor Ort zu entlasten. Angst oder auch nur Ängstlichkeit ist eine schlechte Beraterin, immer. Immer weniger Leute übernehmen bei uns immer mehr Verantwortung. Es ist gut, wenn das bei Ihnen anders ist. Das Gegenteil muss nämlich unser Ziel sein: Immer mehr Menschen in die Verantwortung einzubeziehen, ihnen etwas zu tun zu geben bei uns. Und nicht nur zu vollziehen, sondern eben verantwortlich mit zu tragen. Den Gliedern am Leibe Christi und dem Heiligen Geist müssen wir wieder lernen, etwas zuzutrauen. Es ist jedenfalls kontraproduktiv, die Gemeinden von Aufgaben wie zum Beispiel der Leitung von Kindertagesstätten zu entlasten, statt sie zu ermutigen, Kompetenz in der Gemeinde zu suchen und sie einzubinden – sie damit ja auch in die Gemeinde einzubinden. Natürlich: Das ist verbunden mit der Abgabe von Macht. Das ist – uneingestanden, das würden natürlich alle abstreiten – die eigentliche Befürchtung hinter vielem. (Das habe ich nun gerade miterlebt: Die Aufsichtsbehörde versagt ihre Zustimmung zu einem auch von ihr eigentlich als sinnvoll empfundenen Projekt, nur weil sie nicht rechtzeitig gefragt worden ist.)

Deshalb ist es eine wesentliche Aufgabe des Gemeindeaufbaus, nicht Menschen in ein Gerüst einzufügen, sondern möglicherweise sogar Bereiche neu zu erfinden und einzurichten, in denen die Glieder am Leibe Christi, alle oder doch möglichst viele, ihre Gaben wirklich einbringen und entfalten können. Es ist nur meins, wirklich meins, worüber ich mit entschieden und das ich mitgestaltet habe. Solcher Art Zueignung ist (nicht nur eine) Bedingung für Identifikation.

Mehr und Besseres können wir kaum tun, um unsere Türen für die bisher Konfessionslosen offen zu halten: Sie einzuladen, an der Gestaltgewinnung der Botschaft von der Gerechtigkeit Gottes mitzuwirken. Das können ja auch Projekte sein, die (vordergründig) gar keine kirchlichen Projekte sind. Sie müssen die Chance haben und die auch sehen, die Kirche neu zu erfinden. Und wir brauchen sie, um das Wort in allem was wir tun, was mit uns zu erleben ist, lebendig und zeitgemäß laut werden zu lassen und ihm eine einladende Gestalt geben zu können.

Das beträfe dann auch den Gottesdienst als Herzschlag der Gemeinde, der er ist oder doch immer wieder werden muss. Aber da wären sie – jetzt in Kenntnis der Konfessionslosen, die uns umgeben – da wären sie als Spezialisten am Zug.